Offizielle Anzeigen.

General Befehl.

Hauptquartier Tennessee Staatsgarde, Nashville, den 7. Juni 1867.

General Befehl No. 2.

I. In Erwägung, daß ich General Joseph A. Cooper, der ein erfahrener und kluger Mann ist, beauftragt habe, die Aufsicht und das Commando aller Compagnien Staatsgarde im Staate zu übernehmen, die dur h mich in Tennessee organisirt worden, und daß ich ihn autorisirt habe nach Berathung mit mir solche Veränderungen vorzunehmen, die geeignet erscheinen in der Lokation besagter Compagnien— habe ich diesen Befehl erlassen, um alle Offiziere und Soldaten aufzufordern, seinen Anordnungen Folge zu leisten.

II. Es sind jetzt zwölf Compagnien für den Dienst bereit und obgleich ich keinen Schwierigkeiten begegne im Aufmachen von Compagnien werde ich dennoch nicht mehr wie zwölf oder vierzehn in Dienst stellen, außer wenn die rebellische Aufführung der Rebellen es nöthig macht, die Force zu verstarken.

III. Die Länge der Zeit, die diese kleine Staatsmiliz im Dienst bleiben soll, hängt ganz und gar von der Aufführung des Volkes ab. Die Zeichen sind die, daß wir an verschiedenen Punkten Störungen erleben werden, die durch schlechte und aufrührerische Männer angeregt werden; aber ich hoffe, daß ich darin getäuscht bin; ich hoffe es für das Wohl des Landes.

Wm. G. Brownlow,
Commandeur en chef Staatsmiliz.
jun10 3mu3mw

Proklamation
des
Gouverneurs von Tennessee.

Staat Tennessee, Exekutiv Departement, Nashville, den 1. Juni 1867.

Da die General-Versammlung am 8. März 1867 ein Gesetz passirte, dessen 3. und 4. Sektion in den folgenden Worten und Charakteren verfaßt sind, nämlich:

Sektion 3. „Sei es ferner beschlossen, daß die in Davidson County früher unter dem Wahlgesetze vom 3. Mai 1866 stattgefundene Registrirung hiermit für null und nichtig erklärt sei und ist und Niemand berechtigt sein soll, Kraft eines unter besagter Registrirung ausgestellten Certifikates zu stimmen."

Sektion 4. „Sei es ferner beschlossen, daß die Bestimmungen dieses Gesetzes sich auf jedes andere County erstrecken sollen, wenn es sich zur Ueberzeugung des Gouverneurs herausstellt, daß Betrug und Unterschleife in der Registrirung von Stimmgebern in solchen Counties stattgefunden haben und der Gouverneur soll solche Thatsachen veröffentlichen und besagte Registration durch Proklamation annulliren."

Und da zur Ueberzeugung des Gouverneurs zu Tage gekommen ist, daß Betrug und Unterschleife in der Registrirung von Stimmgebern in unserem County Monroe stattgefunden haben.

Deshalb nun setze ich, William G. Brownlow, Gouverneur des Staates Tennessee, kraft mir übertragener Befugniß und im Verfolg der mir durch die oben erwähnte 3. und 4. Sektion des Gesetzes vom 8. März 1867 auferlegten Pflichten, gänzlich auf die Seite und erkläre für null und nichtig alle bisher in dem County Monroe stattgehabte Registrirung mit Ausnahme der, welche bereits gehalten worden ist oder gehalten werden wird von dem Registrationskommissioner, welcher am 4. Mai 1867 unter den Bestimmungen des Gesetzes vom 25. Februar 1867 betitelt: „Ein Gesetz zur Abänderung und Amendirung des Gesetzes vom 3. März 1866" eingesetzt worden ist und Niemand in dem besagten County soll zur Abstimmung berechtigt sein auf Kraft eines Certifikates von einem unter den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. März 1866 eingesetzten Commissioner.

L.S. Zum Zeugnisse dessen habe ich meine Namens-Unterschrift hierunter gesetzt und befohlen, daß das große Staats-Siegel attachirt wird. So geschehen im Departement Nashville am 1. Tage im Monat Juni A. D. 1867.

Für den Gouverneur
W. G. Brownlow,
A. J. Fletcher, Staatssekr.
jun4 1Wtu4mw

Proklamation
des
Gouverneurs von Tennessee.

Staat Tennessee, Executiv Departement, Nashville, den 16. Juni 1866.

Da die General Versammlung am 8. März 1867 ein Gesetz passirte, dessen 3. und 4. Sektion in den folgenden Worten und Charakteren verfaßt sind, nämlich:

Sektion 3. „Sei es ferner beschlossen, daß die in Davidson County früher unter dem Gesetze vom 3 Mai 1866 stattgefundene Registrirung hiermit für null und nichtig erklärt sei und ist und Niemand berechtigt sein soll, Kraft eines unter besagter Registrirung ausgestellten Certifikates zu stimmen."

Sektion 4. „Sei es ferner beschlossen, daß die Bestimmungen dieses Gesetzes sich auf jedes andere County dieses Staates erstrecken sollen, wenn es sich zur Ueberzeugung des Gouverneurs herausstellt, daß Betrug und Unterschleife in der Registrirung von Stimmgebern in solchen Counties stattgefunden haben und der Gouverneur soll solche Thatsache veröffentlichen und besagte Registration durch Proklamation annulliren."

Und da zur Ueberzeugung des Gouverneurs zu Tage gekommen ist, daß Betrug und Unterschleife in der Registrirung von Stimmgebern in unserem County Warren stattgefunden haben,

Deshalb nun setze ich, William G. Brownlow, Gouverneur des Staates Tennessee, kraft mir übertragener Befugniß und im Verfolg der mir durch die oben erwähnte 3 und 4. Sektion des Gesetzes vom 8. März 1867 auferlegten Pflichten, gänzlich auf die Seite und erkläre für null und nichtig alle bisher in dem County Warren stattgehabte Registrirung mit Ausnahme der, welche bereits gehalten worden ist oder gehalten werden wird von dem Registrirungskommissioner, welcher am 7. Juni 1867 unter den Bestimmungen des Gesetzes vom 25. Februar 1867 betitelt: „Ein Gesetz zur Abänderung und Amendirung des Gesetzes vom 3. März 1866" eingesetzt worden ist und Niemand in dem besagten County soll zur Abstimmung berechtigt sein auf Kraft eines Certifikates von einem unter den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. März 1866 eingesetzten Commissioner.

[L. S.] Zum Zeugnisse dessen habe ich meine Namens-Unterschrift hierunter gesetzt und befohlen, daß das große Staats-Siegel attachirt wird. So geschehen im Departement Nashville am 10. Tage im Monat Juni A. D. 1867.

Für den Gouverneur:
W. G. Brownlow.
A. J. Fletcher, Staatssekretär.
jun17 3mtuw3m

Proklamation
des
Gouverneurs von Tennessee.

Staat Tennessee, Executiv Departement, Nashville, den 12. Juni 1867.

Da die General-Versammlung am 8. März 1867 ein Gesetz passirte, dessen 3. und 4. Sektion in den folgenden Worten und Charakteren verfaßt sind, nämlich:

Sektion 3. „Sei es ferner beschlossen, daß die in Davidson County früher unter dem Wahlgesetz vom 3. Mai 1866 stattgefundene Registrirung hiermit für null und nichtig erklärt sei und ist und Niemand berechtigt sein soll, Kraft eines unter besagter Registrirung ausgestellten Certifikates zu stimmen."

Sektion 4. „Sei es ferner beschlossen, daß die Bestimmungen dieses Gesetzes sich auf jedes andere County erstrecken sollen, wenn es sich zur Ueberzeugung des Gouverneurs herausstellt, daß Betrug und Unterschleife in der Registrirung von Stimmgebern in solchen Counties stattgefunden haben und der Gouverneur soll solche Thatsachen veröffentlichen und besagte Registration durch Proklamation annulliren."

Und da zur Ueberzeugung des Gouverneurs zu Tage gekommen ist, daß Betrug und Unterschleife in der Registrirung der Stimmgeber in unserem County Giles stattgefunden haben,

Deshalb nun setze ich, William G. Brownlow, Gouverneur des Staates Tennessee kraft mir übertragener Befugniß und im Verfolg der mir durch die oben erwähnte 3. und 4. Sektion des Gesetzes vom 8. März 1867 auferlegten Pflichten, gänzlich auf die Seite und erkläre für null und nichtig alle bisher in dem County Giles stattgehabte Registrirung.

L.S. Zum Zeugniß hierfür habe ich hierunter meinen Namen gesetzt und befohlen, daß das große Staatssiegel attachirt werde. So geschehen im Departement in der Stadt Nashville an diesem 12 Tage des Monats Juni 1867.

Durch den Gouverneur
W. G. Brownlow.
A. J. Fletcher, Staatssekretär.
jun17 imw3m

John Lawrence,
Rechtsanwalt.

Praktizirt in den Städtischen, Staats- und Vereinigten Staaten Gerichten.

Office:
No. 81 Cedar Straße,
eine Treppe hoch
mi6d ba

F. W. Büttinghaus,
deutscher Advokat und Rechts-Anwalt,
Office: No. 197 Main Straße, Memphis, Tenn.

Vertritt alle Rechtsfälle, sowohl bei Civil- als Militärgerichten und besorgt die Ausfertigung von Verträgen, Deeds, Vollmachten nach Europa &c.
Durch seine Geschäftsverbindungen in Deutschland und Frankreich ist er in Stand gesetzt, etwaige Angelegenheiten Angehöriger jener Staaten nach Verlangen besorgen zu können. mi24 ba

(Für die „Tennessee Staatszeitung".)

Ueber Wein
von Dr. R. Knaffl.

VIII.

Um recht klar zu werden, wollen wir noch einen ganz kurzen Rückblick machen. Du hattest zwei schöne junge Reben an deinem jungen Weinstab, eine derselben bestimmtest du hauptsächlich für dieses Jahr zum Fruchttragen und ließest sie etwa 8 Augen lang; die andere schnittest du auf 3 Augen, um daraus schönes junges Holz für das nächste Jahr zu haben. Für das kommende Jahr wirst du also auf dem kurzgeschnittenen Zapfen 3 schöne junge Reben haben. Mit diesen verfahrt man nun wieder ähnlich so, nur denkt man darauf, daß man das obige einfache System verdoppeln will, denn der Weinstock wurde in der Zwischenzeit stärker und kann mehr tragen. Daher macht man es wieder wie das erste Mal, läßt eine lange Ruthe (Bogen) und wieder einen kurzen Stumel (Zapfen). Nun ist aber eine Ruthe übrig; diese wird auch auf drei Augen geschnitten, um darauf für's nächste Jahr ein zweites System zu machen. Wir sagten im letzten Kapitel, daß diese Methode die Grundlage für jeden Schnitt selbst für die größte Hecke sei. Dem ist auch so, wie wir gleich sehen werden. Wir gehen nun wieder zu unseren zwei anfänglich gezogenen, schönen langen Ruthen zurück, und setzen den Fall, daß wir unseren Weinstock nicht nach dem Bogensystem, sondern nach dem der Hecken ziehen wollen. In diesem Falle schneiden wir nicht eine Ruthe lang und eine kurz wie oben, sondern betrachten sie als Arme, die wir auf jeder Seite etwa 4 Fuß lang lassen und an den untersten Draht unseres Spalieres horizontal anbinden. An jedem dieser Arme werden nur etwa 10—15 Augen sein und von jedem derselben wird ein neuer Trieb kommen, man laßt aber von diesen nur 4—5 an jedem Arme wachsen und zwar in ziemlich gleichen Zwischenräumen. Jede von diesen neuen Ruthen wird nun bei der weiteren Behandlung als ein eigener, für sich bestehender Weinstock betrachtet, d. h. im Spätherbste wird sie auf 3 Augen zurückgeschnitten, von welchen man zwei neue Ruthen zieht, von diesen zwei Ruthen wird, wie oben gesagt, nächstes Jahr eine 8—10 Augen lang (zu einem Bogen) geschnitten, die andere zu 3 Augen (Zapfen), und so sieht man, daß man eine Hecke eigentlich als nichts anderes zu betrachten habe. als ein System von mehreren Stricken an Einem. Wer sich diese Idee gut vergegenwärtigt, wird nicht leicht in ihr in Verlegenheit kommen; und selbst bei einer gänzlich verwilderten und vernachläßigten Hecke wird er wissen, wie er das, was noch da ist, mehr oder weniger seinem Systeme unter andere und durch Weg- und Zurückschneiden des unnöthigen alten Holzes neue junge Triebe schaffen kann an Stellen, wo er sie braucht.

Nun bleiben jedoch noch einige Dinge zu erwähnen übrig. Wer dem Gange obiger Theorie aufmerksam gefolgt ist, wird die Bemerkung machen, was soll denn aber nun mit dem Bogen geschehen, nachdem seine Ruthen getragen haben; dieser wird entweder ganz weggeschnitten oder wenn er ziemlich nahe dem Hauptstamme schöne Ruthen hat und der Stock überhaupt stark genug, das Doppelte zu leisten, so laßt man entweder einen Bogen und einen Zapfen, oder nur zwei Zapfen und gründet so für das nächste Jahr ein zweites System.

Eine andere Frage dürfte von Manchem aufgeworfen werden, es ist die: wenn man nach dem obgenannten Systeme fortfährt, so ist man genöthigt, jedes Jahr um ein paar Augen höher zu gehen und nach einigen Jahren würde der Stock eine unförmliche Höhe erreicht haben, was ist nun zu thun, dieses zu vermeiden? Wer seinen Stöcken nicht zu viel Freiheit läßt und sie ziemlich gut zurückschneidet, wird finden, daß aus dem Stamme und alten Holz oft Triebe kommen, obgleich man kein Auge früher sehen konnte, es sind dieses die alten, durch den Wachsthum überdeckten schlummernden Augen, die dann zum Austreiben genöthigt werden, wenn man die Kraft des Triebes durch das Zurückschneiden mehr concentrirt und diese sind dann oft sehr willkommen.

Rübenzucker.

Dem „Chicago Republican" entnehmen wir das weiter unten stehende Item, welches für uns besonders deshalb von Interesse ist, weil wir diesem Fabrikationszweige in Europa große Aufmerksamkeit geschenkt und weil wir bald nach unserm Uebersiedeln nach Amerika, als sich die Frage aufwarf, welch Surrogat für den früher durch Sklavenhände in Louisiana fabrizirten Rohrzucker zu schaffen wäre, die bestimmte Ansicht aussprachen, daß der Boden der Staaten Tennessee und Illinois sich vorzüglich zur Pflanzung von Zuckerrüben eigne. Wir veröffentlichten damals eine Reihe von Artikeln über den Gegenstand in De Bow's Review. Dieselben gingen jedoch im Gedränge der Kriegswirren der Aufmerksamkeit eines größeren Publikums verloren. Es freut uns, daß unsere Prophezeiung in Bezug auf Illinois so bald sich bewahrheitet hat und nichts wäre mehr Genugthuung für uns, als wenn wir auch dereinst in Tennessee einen Industriezweig emporblühen sehen könnten, der in Europa mit unwiderstehlicher Gewalt in wenigen Jahren dem Monopol der mit hohen Steuern belasteten Einfuhr des Zuckerrohres ein Ende machte und der dort jetzt Tausenden von fleißigen Händen nützliche, einträgliche und gesunde Beschäftigung gewährt. Wenn auch in Amerika das Zuckerrohr heimisch, und der Nachtheil des hohen Eingangszolles nicht obwaltet, so ist Zuckerrohr insofern hier ein großartiges Monopol für eine gewisse Sektion, als es nur ausschließlich in Louisiana gut gedeiht; und bedenkt man, welche Schwierigkeiten dem Pflanzen desselben jetzt unter der veränderten Art der Arbeit entgegenstehen, so wundert es uns in der That, daß man nicht nicht auch anderswo als in Chattsworth, Illinois, Versuche mit Rüben anstellt, die, wie die Erfahrung lehrt, unter gewissen Verhältnissen fast überall da gedeihen, wo civilisirte Menschen wohnen. Wir wiederholen, daß sich Tennessee namentlich nächst Illinois besonders für den Bau eignet; und sollte es eine große Befriedigung für uns sein, wenn von irgend einer Seite der Anfang mit Versuchen gemacht würde, die auf alle Fälle sich als einen ungeheuren Nutzen für unsern Staat erweisen müßten.

Wir werden auf dieses Thema näher zurückkommen und geben die oben erwähnte Notiz aus dem Chicago Republican, wie folgt:

„Eine Ladung von über 2700 Pfund Illinois Zucker ist auf dem Wege nach Chicago aus der Rübenzucker-Fabrik der „Germania Zucker Company" in Chattsworth Livingston County, Illinois. Dieses ist ein kleiner Theil des in der vergangenen Saison erzielten Ertrages. Der größte Theil dieser Ladung und vielleicht das Ganze, wurde im Monat März aus Rüben gewonnen, die den Winter über in Gruben gelegen. Diese Thatsache ist bemerkenswerth, da sie den reichen Saccharin-Gehalt der in diesem Lande gezogenen Rüben über allen Zweifel feststellt. Vergleicht man die Fabrikationssaison in Europa mit der in Chattsworth, so wird man finden, daß dort die Rübe schon vom 1. bis zur Mitte Februar in Gehalt so viel verliert, daß sie durchaus nichts erkleckliches ergiebt, während hier das Experiment gezeigt hat, daß die Rüben bis Ende März sich gut halten."

Schützenfest am 4. Juli.

Das am 4ten Juli stattfindende Schützenfest wird jedenfalls in der Geschichte deutscher Feste dieser Saison einen würdigen Platz einnehmen. Es sind bereits Preise für nahe an 500 Dollars angeschafft worden, die dem Geschick derjenigen Schützen preisgegeben werden sollen, die nach der Stichscheibe schießen.

Der Vorsitzende des Arrangements-Comite's, Herr F. A. Faller (oder der „alte Faller", wie er sich selbst scherzhaft nennt, um von seinem Bruder, dem „Junior", unterschieden zu werden), hat durch den Graveur, Herrn D. Adams, eine herrliche Gedenkmetaille, die $15.00 Silberwerth hat, anfertigen lassen, welche als der höchste Preis auf der Kehrscheibe oder wie der neu adoptirte Ausdruck sie nennt „Eintrachtsscheibe" bestimmt worden ist. Auf dieser Medaille sind mit meisterlicher Geschicklichkeit die folgenden Worte eingravirt:

Awarded to the best marksman
By the "Nashville Shooting Association."
July 4th 1867.

Ferner hat der „alte Faller" eine seltene, silberne Schaumünze zum Geschenk gemacht, die von großem Interesse ist und die als zweiter Preis auf der „Eintrachtsscheibe" ausgesetzt ist. Auf der Vorderseite der Münze ist der sterbende Schweizer-Held, St. Jacob an der Birs, wie er mit der Fahne in der Hand vom feindlichen Pfeil getroffen, sterbend niedersinkt, eingravirt. Die Rundschrift giebt die folgenden Worte: „Eidgenössisches Freischießen 1844 zu Basel" und unter dem Bild heißt es: „St. Jacob an der Birs, 26. August 1444." Auf dem Revers ist das folgende eingravirt:

Das Schwert entzwei,
Das Schild zerbrochen,
Das Banner in sterbender Hand,
Triumph, das Vaterland bleibt frei,
Gott segne das Vaterland.

Um diese Inschrift am Rande der Münze sieht man die Wappen der verschiedenen schweizerischen Cantone.

Es geht hervor, daß in Basel am 26. August 1844 der 400jährige Todestag dies oben erwähnten Helden gefeiert worden und daß diese Medaille damals als Prämie vergeben wurde.

Sämmtliche Preise werden in laufender Woche im Schaufenster des Juweliers Bajou in der Union Straße ausgestellt werden und lohnt es sich für Jederman, dieselben in Augenschein zu nehmen.

Tickets für die Stichscheibe sind für Nichtschützen und Schützen von jetzt ab bis zum Festtage bei Herrn Faller zu haben.

Auch für sonstige Vergnügungen, außer dem Schießen, wird bestens gesorgt werden. Rümekorf trifft große Vorbereitungen für das Gartenfest und für die Illumination und das Feuerwerk am Abend.

N.B. Man munkelt, daß Schütze Wallman wohl die große Medaille gewinnen wird. Er hat bereits den Platz ausgesucht, woselbst er sie tragen und die Art und Weise ausstudirt, wie er damit einherstolziren wird.

Vermischtes.

* Der Dampfwidder „Stonewall", von den südlichen Rebellen gebaut und später unserer Bundesregierung zugefallen, ist von den hier anwesenden japanesischen Commissären angekauft worden und soll im August, vollständig ausgerüstet, nach Japan abgehen.

* Telegraphische Verbindung mit Cuba, resp. zwischen Punta Rosa, Florida, und Havana via Key West wird Anfangs Juli hergestellt sein. Die Land-Linien sind ihrer ganzen Länge nach (und zwar eine Strecke von 293 Meilen innerhalb 37½ Tagen) bis nach Lake City, Florida, vollendet, von wo aus die Western Union Telegraph Compagnie eine Verbindung mit Savannah, Georgia, herstellen wird.

* Achtstundenbewegung unter Kaufleuten. Von Springfield, Ill., wird berichtet:

Das frühe Schließen der Kaufläden wird gegenwärtig sehr lebhaft agitirt unter unseren Kaufleuten, und scheint das Projekt Anklang unter denselben zu finden. Die Argumente zu Gunsten des frühen Schließens sind einfach die, daß dem Eigenthümer die Auslagen für Gas erspart und den angestellten Clerks einige Stunden der Erholung zu Theil werden, und daß die Geschäfte in kürzerer Zeit abgemacht würden. Die Verkäufer sind in manchen Läden von 5 oder 7 Uhr Morgens bis 10 oder 11 Uhr Abends auf den Beinen, und der Profit von Waaren, die des Abends verkauft werden, deckt kaum die Auslagen für Gas und Feuerung.

* Zur Abstammung des Wortes „Pumpernickel wird der „D. A. Z." Folgendes als entlehnt, „aus dem Schreiben des evangelischen Pfarr-H. Smend. d. d. Lerden, 25. November 1842" mitgetheilt und zwar in poetischer Form:

Im Jahre fünfzehnhundert und ..
So thut gewisse Nachricht kund,
Da wohnete in Osnabrück
Ein Bäckersmann in gutem Glück.
Er hat gewandert manches Jahr,
Sein Name Niklas Pümper war;
Der buk zuerst in seinen Tagen
Das Brod so stärket Herz und Magen.
Er war berühmt in Stadt und Land,
Nach ihm wird's noch sein Brod genannt.
So lang' es wird Westfalen geben,
So lang' wird Pumper's Nickel leben.

Dadurch wird eine für jeden Plattdeutschen nicht uninteressante Streitfrage gelöst, denn bekanntlich pflegte man gewöhnlich anzunehmen, daß der Name dieser beliebten Brodart von dem Französischen "bon pour Nickel" (gut für Nickel) abzuleiten sei. Man behauptete nemlich, daß die französischen Soldaten während der Occupation Norddeutschlands sich dieses Ausdrucks bedient hätten, um zu bezeichnen, daß das Brod gut genug für ihre Pferde, die nicht selten Nickel hießen, aber nicht zur menschlichen Kost geeignet sei.

Die Tochter des Juwelenhändlers.
Roman
von
J. W. Smith.
(Fortsetzung.)

Isaak Stone war indeß kein Jude. Er bewillkommnete die Besuche mit Würde und geleitete sie, seine Frau ablösend, von Platz zu Platz, endlich auch in die unterirdischen Gewölbe, in denen er das Werthvollste aufbewahrte. Nach Beendigung dieser Inspektion und nachdem der Advokat Isaak einige Worte zugeflüstert, lud dieser die beiden Herren ein, den Thee bei ihm zu nehmen. Sie wurden in ein behäbig eingerichtetes Zimmer geführt, in welchem Mrs. Stone über Rechnungsbüchern arbeitete. Nachdem sie der Magd Bridget, einer irischen Dreißigerin, Befehl den Thee zu bringen gegeben, ließ sie sich in ihrer Arbeit nicht weiter stören. „Soll Miß Ellen den Thee serviren?" fragte die Magd. „Gewiß!" antwortete Mrs. Stone kurz und rechnete weiter. Sir Felix beobachtete die zierliche und da ci so gemessene Frau wohl; er hatte eine Erscheinung von solcher Art, anziehend und abstoßend zugleich, noch nicht gesehen. Als Ellen kam, ein jugendliches, hübsches Mädchen mit schwarzen Augen, doch sehr schlicht gekleidet, stellte ihr der Vater den jungen Baronet als guten Bekannten vor, und Sir Felix bemerkte, um doch etwas zu sagen, sie gleiche sehr ihrem Vater. „Ich freue mich, das zu hören," entgegnete Stone. „Hoffentlich gleicht auch ihr Charaktea dem meinigen. Ich habe mir's seit vierzig Jahren zur Regel gemacht, meines Vaters Vermögen nicht nur nicht zu schmälern, sondern ansehnlich zu vermehren, und ich erwarte, daß, wenn meine einzige Tochter in dessen Besitz kommt, sie wissen wird, wie es zu erhalten ist. Ich heiratete diese meine Frau, Hanna Bolt, als sie keinen Schilling besaß, und sie ward ein Glück für mich durch sich selbst. Sie weiß, wie sie mein Geschäft weiter führt, wenn ich nicht mehr bin; aber Ellen — ich fürchte, ich fürchte, sie gleicht in dieser Beziehung weder mir, noch ihrer Mutter!" „Da hast Du vollständig recht versetzte Ellen lachend. „Ich werde sicher mein Dasein nicht daran setzen, Steine auf Steine zu häufen und Gold auf Gold. Ich verachte das Gold!"— „Wie, Miß Stone, Sie verachten Gold?" sagte Sir Felix ironisch. „Sie erschrecken mich!" „Warum, Sir? Ich meinte damit, ich verachte das Geldmachen." „Ah, Sie mögen so denken; ich für meinen Theil wäre froh, etwas mehr davon zu haben. Und das, Mr. Stone, bringt mich auf die Frage: ob Sie einige Hundert Pfund gegen gute Sicherheit zu entbehren vermögen?" „O ja!" erwiederte Stone gefällig lächelnd. „Ich bin ganz bereit, meine Besitzung in Kent dagegen einzusetzen, da ich ohnehin in Kurzem auf Reisen gehe. Mein Advokat kann das Nähere mit Ihnen arrangiren. Ich muß mich jetzt verabschieden, doch wäre es mir angenehm, zu wissen, ob das betreffende Geschäft alsbald erledigt werden kann." „Ich kann Ihnen, wenn ich's sechs Stunden vorher weiß, Hunderte oder Tausende leihen," erwiederte Isaak. „Wohlan, Mr. Nichols, ich ersuche Sie, das Weitere für mich zu thun." Sir Felix wendete sich an Ellen, begrüßte sie durch einen Händedruck und empfahl sich mit der Hoffnung, sie wiederzusehen. Bald darauf zog Ellen sich mit der Magd, welche das Theezeug abtrug, zurück. Nichols sprang auf, um ihr galant die Thüre zu öffnen. „Nun, Mr Stone," sagte er, nachdem Ellen sich entfernt hatte, „ich hoffe, Sie werden mir's danken, daß ich Ihnen Sir Felix hergebracht habe." „Ich thue es, Mr. Nichols." „Ihre Tochter ist werth, eine Herzogin zu werden." Mrs. Stone machte auf ihrem Arbeitsessel eine unwillige Bewegung. „Es sollte mich freuen," versetzte Isaak, „meine Tochter in eine alte, echt aristokratische Familie verheirathen zu können. Verstehen Sie mich recht: nicht Schein, sondern wahren, alten Adel! Ich sprach neulich mit einem Edelmann, der seine Ahnen um zwölf Jahrhunderte zurückzählen konnte — das imponirte mir! Was ist aller Glanz des Goldes gegen eine solche Abkunft! Mögen wir Anderen darüber spotten, Sir, aber wir achten es doch, wir verehren, wir lieben es, wir schätzen die Besitzer großer Stammbäume hoch, Sir. Mit einem Worte: alter Adel ist einer der kostbarsten Schätze, die es gibt." „Sei kein Narr!" rief Mrs. Stone, mit lautem Klapp ihr Buch schließend. „Was nützt denn der alte Adel, wenn sein Besitzer sich kein Stück Brod erwerben kann? Da hast Du nun einen Baronet, der sein Erbtheil verschwendet und nichts nöthiger hat als Geld!" „Ganz recht, aber kann er auch seinen alten Adel und Titel verschwenden, wie?" „Ich versichere Sie," fiel der Advokat ein, „Sir Felix kann, wenn auch nicht auf zwölf, aber sicher auf acht Jahrhunderte zurückzählen. Seine Familie ist eine der berühmtesten. Das wäre ein Schwiegersohn für Sie, Mr. Stone!" Mrs. Stone warf einen sarkastischen Blick auf den Advokaten. „Werden Sie als Heirathsagent bezahlt, Sir?" fragte sie spöttisch. „Schweig still, Hanna!" befahl Isaak. „Ich weiß, daß Du Rang und Stand mißachtest; ich aber will keinen bürgerlichen Schwiegersohn." „Du bist alt geworden, Isaak. Kümmere Dich um Dein Geschäft und überlasse Anderen Heirathsprojekte!" „Bist Du etwa für Godfrey Chester?" entgegnete Isaak zornig. „Ich dächte nicht!" „Freilich, der möchte Ellen haben, der Habenichts! Was ist er? Wer war sein Vater? Ein Maler! Was ist ein Maler? Und wer war sein Großvater? Ein Musiker! Wer sein Urgroßvater? Ein Landwirth! Das ist Alles, was er von seiner Familie weiß. Ich will keines Farmers, keines Musikers, keines Malers Sohn oder Enkel als Gatten meiner Tochter! Ich will aristokratisches Vollblut für sie, und damit genug!"

Nachdem der Advokat noch eine Menge Gründe in Isaak's Sinne vorgebracht und schließlich mit ihm für den folgenden Tag eine Fahrt nach Harcourt Place in Kent behufs Inspizirung des Guts verabredet, ersuchte Isaak den Advokaten, ihn noch auf ein Stündchen nach der Taverne zur „Britannia" zu begleiten, um Weiteres zu besprechen. Er gab seiner Frau, die über seine Harinäckigkeit höchst verstimmt war, sowie dem alten Jabez noch verschiedene Weisungen bezüglich der Sicherheit des Hauses, dann rief er, im Fortgehen, nach Ellen. Das Mädchen eilte herbei. „Nun, Kind, wie gefällt Dir der junge Baronet?" fragte er leise. „Nicht besonders, Vater!" „Er ist sehr für Dich eingenommen!" „Das wird hoffentlich seine Digestion nicht stören!" „Du bist spöttisch! Er kann seine Vorfahren bis in's Jahr Tausend zurückverfolgen; bedenke das, Kind!" „Ich die meinen bis zur Mutter Eva; bedenke das, Vater!" „Unsinn, Du Schelm! Du wirst eines Baronets Lady werden." „Ist das etwas Besonderes, Vater?" „Ah, Du bist ein Kind, das noch nicht die Größe seiner Zukunft begreift!" „Darum laß mich warten, bis ich alt genug bin, dieß zu können!" „Nicht wenn Sir Felix Harcourt Dich zur Lady begehrt!" „O, das Begehren kann man ihm nicht wehren!" „Du denkst an Godfrey Chester!" rief Isaak, halb zornig abbrechend. Ellen huschte erröthend davon.

2. Ein armer Maler.

In demselben Augenblicke, als Isaak Stone mit dem Advokaten das Haus verließ, stieg Ellen auf einer schmalen Treppe auf das mit einer niedrigen Ziegelsteinbrüstung versehene flache Dach des Hauses, welches der Magd gelegentlich zum Wäschetrocknen, Ellen zur Pflege einiger Lieblingspflanzen und an kühlen Abenden zu angenehmem Aufenthalte diente, weßhalb auch einige hölzerne Ruhesitze angebracht waren.

Das angrenzende Haus hatte gleichfalls ein solches Dach, und man konnte, mit Uebersteigung der niedrigen Brüstung, ohne Mühe von dem einen auf's andere gelangen, und auf dem andern Dache erschien jetzt die Gestalt eines jungen Mannes, der die Brüstung überstieg und bald daranf neben Ellen in flüsterndem Gespräche saß. Dieser junge Mann war Godfrey Chester, ein armer, aber talentvoller, fleißiger Maler, dessen Atelier im obersten Stock des Nachbarhauses lag und vom Dache sein Oberlicht empfing. Zwar war die Tochter der Wirthin Chester's Julia Hilliard, Ellen's intime Freundin, und der Leser könnte deßhalb annehmen, Ellen sei durch Julia's Vermittelung mit dem jungen Künstler bekannt geworden; dieß war jedoch keineswegs der Fall. Isaak Stone selbst hatte Godfrey in sein Haus eingeführt. Er besaß unter einer Anzahl werthvoller Pfänder von einem vornehmen Westendhause auch mehrere Gemälde, deren Kunstwerth er festzustellen wünschte. Er traf eines Abends am Schenktisch der Britannia mit Godfrey zusammen, der dort im Vorbeigehen ein Glas Ale trank und — vielleicht absichtlich — ein Gespräch mit Isaak anknüpfte. Letzterer erwähnte seiner Gemälde und den Wunsch über deren Abschätzung, und Godfrey bot sein Gutachten an. Erfreut lud der Juwelenhändler ihn zu einem Besuche ein. Godfrey kam, hatte mit Isaak eine lange und sehr interessante Unterhaltung und gab seine Meinung über den Werth der Gemälde gratis, was bei dem parsamen, fast geizigen Stone sehr in's Gewicht fiel. Als Godfrey erwähnte, er wolle einen Ausflug nach Rom und Florenz machen, sprach Stone die Hoffnung aus, ihm einige Kommissionen zu Einkäufen in beiden Städten geben zu können.

Der junge, gebildete und geistvolle Künstler, in dessen Wesen sich Freimuth und Kraft aussprachen gefiel Isaak dermaßen, daß er von diesem ersten Besuche an seine Gesellschaft förmlich suchte und ihn in seinem Hause oder in der Britannia so oft als möglich zu sehen bemüht war. Es entwickelte sich zwischen beiden, im Alter wie in den Lebensgewohnheiten so grundverschiedenen Männern rasch eine gewisse Freundschaft, die gehoben ward durch den tiefen Eindruck, den Ellen auf den Maler machte.

Ganz anderer Natur waren die ersten Empfindungen Godfrey's gegenüber Mrs. Stone. Das wie aus Marmor gemeißelte Weib mit den kalten Zügen, den starken schwarzen Braunen, zwischen denen drei schmalen Furchen den düstern Ausdruck steigerten, hatte für den Künstler, der in Frauengestalten weibliche Zartheit zu suchen gewohnt war, etwas Abschreckendes, doch ward dieser schroffe Eindruck durch die Zeit gemildert. Mrs. Stone brachte gerade ihm gegenüber ihre fast männliche Härte nicht zur Anwendung, sondern zeigte sich gastlich und vor Allem dann freundlich, wenn sie ihre Bücher und Korrespondenzen ruhen ließ und sich im Kreise der übrigen Familienglieder mit Godfrey unterhielt. Isaak Stone hatte sein Haus nie so angenehm gefunden, als in diesen Stunden billiger Geselligkeit am Kaminfeuer oder am Herdfeuer in der großen Küche. Ellen war dabei so fröhlich wie eine Lerche, sprudelnd von Scherz und neckischer Laune. Weder ihr Vater noch ihre Mutter beeinträchtigten ihre häusliche Freiheit; sie konnte thun und lassen, was sie wollte, so lange dem Alten das Projekt einer aristokratischen Ehe noch nicht in festen Zügen vor die Seele getreten.

Einmal versuchte es Godfrey die weiblichen Familienglieder — Mrs. Stone's Mutter mit eingeschlossen — zum Besuche des Theaters einzuladen, zu welchem Zwecke er ihnen Billets offerirte. Anfänglich wurde die Einladung abgelehnt. Als aber die gute alte Großmutter, die nie von ihren einfachen Sitten ließ, an Ellen bemerkte, wie gern diese in Godfrey's Gesellschaft gegangen wäre, ruhte sie nicht, die Partie durchzusetzen. „Nun, fort mit euch!" sagte Isaak Stone, als es auf St. Pauls sechs Uhr schlug. „Mrs. Stone ist aus in Geschäften; ich will die Verantwortung auf mich nehmen. Daß ihr aber pünktlich um Elf wieder hier seid!" So rasch hatte sich Ellen nie zum Ausgehen angekleidet, als diesmal, und selbst „old Grannie" schien einen Funken vom Jugendfeuer in ihre Adern bekommen zu haben, weil sie das still sich entwickelnde Verhältniß zwischen Ellen und Godfrey begünstigte.

Bald darauf stiegen die Drei die Treppen des Haymarket-Theater empor; Wonne durchschauerte das junge Mädchen bei diesem ersten Theaterbesuch; sie preßte zum ersten Male Godfrey's Hand in der ihren, und der arme Künstler war überglücklich. Aber bei der Rückkehr nach der Klause empfing sie dafür ein Schauerbad. Mrs. Stone trat ihnen mit strengem Ernst entgegen. „Erlauben Sie sich so etwas nie wieder, Godfrey!" sagte sie schneidend. „Was ist Schlimmes dabei, Mrs. Stone?" erwiederte der Maler leichthin. „Mit meiner Zustimmung soll Ellen keinen Ort nichtiger Thorheiten, wie das Theater, besuchen!" schloß die strenge, kalt berechnende Frau. Die gute Großmutter schüttelte leise den Kopf und schlich sich weg.

3. Zwei Freunde und eine Geliebte.

Sir Felix hielt ein Billet in der Hand, daß er bereits hundertmal gelesen und das ihn seit mehreren Tagen schon beunruhigt hatte. Dieß Billet, augenscheinlich von der Hand eines Gelehrten geschrieben, enthielt nur die wenigen Worte: „Mein werther Sir Felix! Annabel und ich würden uns sehr freuen, wenn Sie gelegentlich eines Besuches in der Stadt bei uns vorsprechen wollten. Wir beginnen fast zu glauben, daß Sie uns ganz vergessen haben." „Es muß doch einmal, früher oder später, geschehen!" sagte Felix im Selbstgespräch. „Warum also nicht jetzt? Ich will hingehen und der Sache ein Ende machen." Er nahm in der Regentstreet eine Droschke und gab die nöthige Weisung.

Der Verfasser des Billets war Dr. Christian, früherer Erzieher des Baronets, ein Mann, der wohl Bischof hätte sein können, wenn er ebenso anspruchsvoll und stolz wie gelehrt gewesen wäre, doch wie er eben war, schien er nur dazu bestimmt, im kühlen Schatten zu vegetiren und nie die sonnigen Höhen des Lebens zu besteigen. Als Lehrer war er zu bescheiden, zu erfüllt von Demuth vor der Hoheit der Wissenschaft und von Eifer für die Studien, um sich selbst für gelehrt zu halten; er hatte einen zu hohen Begriff von der Vollkommenheit des Guten, um selbst als gut gelten zu wollen.

Dr. Christian war von irischer Abkunft und auf einer protestantischen Universität gebildet. Als er nach England kam, war er dreißig Jahre alt und ward an einer großen öffentlichen Schule Lehrer des Griechischen und Hebräischen.

Zum Unglück für seine weltlichen Aussichten heirathete er ein ganz armes irisches Mädchen, das er über Alles liebte und mit dem er nach Irland zurückkehrte. Hier lebte er dann bis zum Tode seiner Gattin. Nach diesem traurigen Ereignisse ging er, mit gebrochenen Herzen, in Begleitung seines einzigen Kindes, Annabel, wieder nach England und erhielt eine Anstellung als Lehrer des Griechischen und Hebräischen in Oxford. Hier lernte er Felix kennen, der bei ihm wohnte und sich mit seiner Hülfe für das Examen vorbereitete. Die braven irischen Herzen des Vaters wie der Tochter widmeten dem jungen Studiosen ihre besten Gefühle und Felix erwiederte diese in gleicher Weise — bis er zu seinem Titel kam. Von diesem Zeitpunkte an war er ein Anderer.

Zu derselben Zeit trat auch in den häuslichen Verhältnissen Dr. Christian's ein Wechsel ein. Der Metropolitan-Bischof bedurfte eines würdigen und braven Geistlichen für einen neuzubildenden Kirchendistrikt in den äußersten Umgebungen Londons, und Dr. Christian, dem die Stelle angeboten ward, acceptirte dieselbe. Er wagte das schwierige Werk zu beginnen, denn er hatte den Geist eines Missionärs und Pioniers moralischer Bildung. Nur auf die freiwilligen Gaben der Kirchspielbewohner angewiesen, ging er mannhaft in den Kampf mit der Gleichgültigkeit, Zweifelsucht, dem Unglauben, der Trunksucht, Arbeitsscheu, Immoralität und all' den schlechten, verbrecherischen Neigungen und Leidenschaften, die er im Bezirke vorfand.

Sein schönster Trost in dieser aufopfernden Lebensweise war seine Tochter Annabel, die ihm liebevoll und muthig zur Seite stand und für das ganze zweite Geschlecht des Bezirks zu einem Muster wahrhaft edler Weiblichkeit ward. Dr. Christian war stolz auf dies Mädchen und betrachtete sie als das Leben seines Lebens. Ihr Verlust würde sein eigenes Leben zerstört haben. Er hütete Annabel wie seinen Augapfel. Annabel bewahrte seit langer Zeit eine stille, treue Anhänglichkeit für ihres Vaters Eleven, dessen zarte Aufmerksamkeiten, bedeutungsvolle Anspielungen und Liebesblicke den Weg zu ihrem arglosen Herzen gefunden hatten.

Während unter Dr. Christian's Leitung der neue Sprengel in der Bildung begriffen war, bewohnte Vater und Tochter ein dürftiges Landhäuschen nahe an einer zerfallenen Kirche, die mit Hülfe gesammelter freiwilliger Beiträge restaurirt werden sollte. „Welch' eine miserable Behausung!" murmelte Sir Felix, als seine Droschke am Holzgitter neben einer Schaar watschelnder und quakender Enten hielt. Die ganze Umgebung, sowie die auf's Einfachste eingerichteten Zimmer des Hauses machten auf den verwöhnten Geschmack des jungen Aristokraten einen peinlichen Eindruck.

Annabel, in schlichtem grauen Kleide ohne jeden Schmuck, das braune, glattgestrichene Harr halb in ein Netz gelegt, begrüßte ihn mit holdem Erröthen, und als er ihre Hand drückte und sich nach ihrem wie ihres Vaters Befinden erkundigte, fühlte er, daß er unedel an Beiden zu handeln im Begriff stand. Er kannte die Zartheit ihrer Seele und die Feinheit ihres Taktes und wußte, daß er nicht mit einem Schwalle gewöhnlicher Redensarten versuchen dürfte, sich zu rechfertigen und des Mädchens Hoffnungen abzuschneiden. Er ließ die leise zitternde Hand los, die ihm Annabel so vertrauensvoll gelassen, und schlug vor dem liebevollen Schimmer ihrer sanften grauen Augen den Blick nieder. „Annabel," begann er stotternd und verlegen, „ich bin genöthigt, England zu verlassen und weiß nicht, wann ich zurückkehren werde; jedenfalls nicht vor mehreren Jahren." Das Mädchen wendete sich traurig ab und schwieg. Er stotterte etwas von der Härte seines Geschicks, von den Anforderungen seiner Stellung; lange habe er der Idee der Trennung widerstanden, aber es müsse sein. Dann sprach er die Hoffnung aus, daß, wenn er einst wiederkehre, er sie glücklich wiederfinde an der Seite eines würdigen Mannes, und bat sie, ihrem Vater seine Grüße auszurichten, wenn er vor seiner Abreise nicht die Freude haben könne, ihn noch zu sehen.

Annabel stand erbleichend vor ihm, doch ihre Energie verließ sie nicht. „Mein Vater hat, wie ich, stets innige Wünsche für Ihr Wohlergehen gehegt," bemerkte sie mit möglichster Ruhe. „Ich weiß es," erwiederte er. „Und es wird uns immer zur größten Freude gereichen, von Ihrem Glücke zu hören." Bei diesen Worten schien sie die Bewegung zu übermannen, sie trat an's Fenster und schaute hinaus; erst nach einigen Minuten vermochte sie weiter zu sprechen. „Gehen Sie, Sir Felix, bevor mein Vater kommt!" „Ja, es wird das Beste sein," erwiederte er betreten. „Leben Sie wohl, Annabel!" Er eilte aus dem Gemache und verschwand in der Droschke, beschämt von seinem eigenen Kleinmuth. Als er nach einiger Zeit zurückblickte, sah er noch am Fenster die Gestalt Annabel's stehen, deren edles Herz er zu verrathen im Begriff stand.

Bald darauf trat Felix in das Atelier Godfrey's. Beide waren Schulkameraden gewesen und Freunde geblieben, indem der junge Baronet den Maler liberal patronisirt hatte und Godfrey ein Gefühl lebhafter Dankbarkeit für ihn bewahrte. Beide drückten einander mit Wärme die Hand. „Ich glaubte nicht, Dich vor Antritt unserer italienischen Reise noch zu sehen," sagte der Maler freudig überrascht. „Ein dringendes Geschäft führt mich in die Klause," erwiederte Felix leichthin. „Hart gedrängt von Gläubigern, bin ich genöthigt, meine Familienbesitzung zu verpfänden." — „Wie, an Isaak Stone?" „Ja freilich!" — „Es betrübt mich, dies zu hören." — „Das glaube ich. Ich kenne Deine freundschaftlichen Empfindungen für mich. Aber es ist wirklich so, alter Junge, und ich bin sicher, ganz sicher ruinirt, wenn nicht sehr rasch Etwas geschieht. Indeß ich habe jetzt einen exakten Rechtsanwalt zur Ordnung meiner Angelegenheiten; er wird mich durchlootsen, wenn's irgend einer vermag." „Und unsere Reise?" „Wird ganz so vor sich gehen, wie wir sie letzten Winter arrangirt haben. Wessen Porträt ist das, welches Du eben unter dem Pinsel hast? Es ist kein gewöhnliches Gesicht." Godfrey hob rasch das Gemälde von der Staffellei und lenkte die Aufmerksamkeit des Baronets auf eine frisch vollendete Landschaft, indem er Verschiedenes zur Erläuterung dieses Bildes sagte.

Sir Felix that, als ob er von der Absicht Godfrey's, das Porträt geflissentlich zu beseitigen, nichts bemerkt habe, und führte das Gespräch wieder auf seine Aussichten hinüber.

„Ich hoffe sehr Vieles für Deinen Genius thun zu können, Freund," sagte er; „in Zeit von sechs Monaten kann ich nicht nur mein Gut zurückerwerben, sondern auch 70—80,000 Pfund zur Verfügung haben. Dann will ich meine Besitzung zu einer der schönsten in ganz England machen, und Deine Künstlerhand soll an der Verschönerung einen wesentlichen Antheil nehmen." „Das klingt ja förmlich märchenhaft! Aber wie, Freund?" Sir Felix lächelte geheimnißvoll. „Wisse denn, Godfrey," flüsterte Felix mit einem Anfluge von Humor, „ich bin ein Anbeter des Originals von diesem Porträt." Er deutete auf das Bild, dessen Beschauung der Künstler absichtlich verweigert hatte. Godfrey erblaßte. „Was sagst Du?" „Ich sage, daß ich ein Anbeter von Miß Stone bin, denn diese ist es doch, deren Bildniß Du, wahrscheinlich im Auftrage des Alten, auf die Leinwand zauberst." Godfrey hatte Mühe, Fassung zu zeigen. „Ich glaubte, Du werdest Deine Augen höher erheben," bemerkte er, um nur etwas zu sagen. „Das glaube ich auch," erwiederte Sir Felix in komischer Verzweiflung; „aber Du mußt meine höchst peinliche Vermögensverhältnisse kennen, guter Junge! Ich muß entweder rasch eine reiche Heirath machen, oder es geht Alles zu Grunde. Uebrigens denke ich, die junge Erbin ist kapabel genug, mit der Zeit eine ganz erträgliche Lady zu werden. Ihr Reichthum und ihre gewinnende Erscheinung vermag einen Herzog anzuziehen, und ich werde es zu meinem besonderen Studium machen, sie auf meinem aristokratischen Standpunkt emporzuheben." Godfrey war außer sich vor Staunen und Schrecken. „Unter diesen Umständen beklage ich den braven Christian und seine Tochter!" „Ich habe Abschied von ihnen genommen," entgegnete Sir Felix. „Es sind allerdings liebe, gute Menschen, aber was hilft das mir? Meine Stellung erheischt große Mittel, und Christian's sind arm wie die Mäuse in ihrer alten Kirche." „Und es ist Dir nie in den Sinn gekommen, daß es im Grunde unrecht ist zu heirathen, ohne zu lieben oder geliebt zu werden?" „O lieber Freund, ich bin ein großer Bewunderer von Miß Stone!" „Auch gewiß daß Ellen Dir ein Herz zu geben hat? Hast Du nichts vom Gegentheil gehört?" „Ihre Mutter ist eine Frau von unbeugsamem Sinne," erwiederte Felix ausweichend, „und was sie von den Inklinationen ihrer Tochter sagt, kann man ihr auf's Wort glauben." „Und was sagt Frau Stone über die Neigungen ihrer Tochter? Durfte und konnte sie zu sagen wagen: Ellen liebe Dich, Felix? Durfte sie eine solche Unwahrheit aussprechen? Dann warne ich Dich, Freund, einer solchen Mutter nicht auf's Wort zu glauben." Der Baronet blickte den Künstler verwundert und forschend an. „Weißt Du denn genau, wem Miß Ellen ihre Neigung gewidmet hat?" fragte er. „Ja, ich weiß es!" platzte Godfrey, sich selbst vergessend, heraus. „Ah so, Du bist der Glückliche selbst, Godfrey, und wir — wir sind also Rivalen!" Der Maler schüttelte traurig den Kopf und vermochte kaum seine Thränen zurückzuhalten. „Gott helfe mir!" erwiederte er. „Ich kann nicht der Gegner eines begüterten Baronets sein wollen; meine Armuth ist ein unübersteigliches Hinderniß." Sir Felix blickte sinnend vor sich hin. „Es betrübt mich, Freund, zu bemerken, daß Dein Gefühl für Ellen so tief ist." „Sehr tief, wohl, aber was nutzt es, da ich doch die Einwilligung ihrer Eltern nicht erlange?" „So bist Du damit zufrieden, daß ich meine Bewerbung um das Mädchen fortsetze?" „Wie kann ich diese Frage bejahend beantworteten, Felix! Ich wiederhole nur, daß ich wieder Hoffnung, noch äußere Berechtigung habe, mich Deiner Bewerbung zu widersetzen." „Gut; ich denke, wir verstehen jetzt einander, Godfrey." — „Vollkommen. Indeß möchte ich als Freund Dir doch rathen ..." „Still, ich weiß in dieser Sache ohne anderen Rath zu handeln, Freund! Zwischen uns soll Alles ehrlich und offen sein. Willst Du Deine Ansprüche an Ellen's Herz verfolgen?" „Ich wiederhole Dir, daß von Ansprüchen nicht die Rede sein kann; aber ich will freimüthig mit den Stone's sprechen." „So sei es! Und nun gehab' Dich wohl! Wir wollen gute Freunde bleiben." Beide reichten einander die Hand und trennten sich.

4. Der alte Juwelenhändler.

Isaak Stone suchte am Abend desselben Tages Godfrey auf, denn er vermißte ihn. Als er im Flur des benachbarten Boardinghauses erschien, wo der Maler wohnte, trat ihm Miß Julia Hilliard entgegen. Stone fragte, ob der Künstler zu Hause sei und die Dame sandte nach dessen Atelier hinauf. Während dieser Zeit blieb Stone am Eingang des Hauses unter einer hellleuchtenden Glaslaterne stehen. Wer ihn so sah und nicht kannte, vermochte ihn nicht für den sehr vermögenden Handelsherrn zu halten, der er war, denn seine Kleidung war sehr schlecht; er trug grobe defekte Stiefeln, ein geflicktes Hemd, einen alten abgeschabten Filzhut, und seine Brust war ganz mit Schnupftabak besudelt. Aber seine massive Gestalt, sein großes, beobachtendes Auge, seine starke, wohlgeformte Nase, sein langer weißer Bart gaben ihm nichtsdestoweniger ein imposantes Aussehen. Seine Manieren bekundeten außerordentliche Sicherheit, Selbstvertrauen und stolze Gelassenheit. Er sah aus wie ein Mann, der trotz seiner schlechten Kleidung mit einem König verkehren konnte, ohne sein Benehmen zu wechseln, und Isaak's Wesen entsprach ganz seiner Außenseite. Auch der übermüthigste Spötter würde an seiner selbstbewußten Haltung nichts Lächerliches entdeckt haben.

Nach einigen Minuten erschien Godfrey in schlichter Malerblouse. Er war um einen ganzen Kopf größer als Stone, wenigstens schien es so, denn des Alten hohe Gestalt war etwas gebückt und zusammengesunken. Godfrey sah älter aus, als er war. Der Ernst des Lebens machte auf ihn seinen Einfluß geltend, doch leuchtete in seinen Augen das Feuer der Leidenschaft und des tieferen Denkens. Er war etwas bewegt, als er den Juwelenhändler begrüßte und dessen dargebotene Hand ergriff. „Wo waren Sie die ganze Woche?" fragte Stone. „Ich hatte zu arbeiten, um rasch rasch vorwärts zu kommen." „Und wann wollen Sie nach Rom aufbrechen?" „Sehr bald nun, Mr. Stone. Unmittelbar nach Beendigung einiger Aufträge." Julia, die ungesehen auf der Treppe verweilte, lauschte gespannt, als sie Godfrey's Bemerkung über die Reise hörte. „Wollen Sie auf eine Stunde mit nach der „Britannia" kommen?" fuhr Stone fort. „Ich bedaure, dieß ablehnen zu müssen," erwiederte Godfrey.

„Ich habe die Absicht, die ganze Nacht hindurch zu arbeiten." „Nun, so lassen Sie mich Ihre neuesten Arbeiten sehen!" „Nicht heute, Mr. Stone; morgen, wenn ich bitten darf. Eben heute will ich ein Bild vollenden, das Ihr spezielles Interesse mit Recht beanspruchen wird."

Kaum vernahm Julia diese Worte, so schlüpfte sie rasch die Treppe hinan, huschte in des Malers Atelier und besah das auf der Staffelei befindliche Gemälde. Es war zu ihrer Ueberraschung Ellen's fast vollendetes Porträt, welches Godfrey bisher vor Aller Blicken verborgen hatte. Julia stand vor dem Antlitz ihrer schönen, mit allem Liebreiz umgebenen „Freundin" mit Blicken des Hasses. Unwillkürlich ballte sich ihre kleine fette Hand, die sie erhob, als wolle sie einen vernichtenden Schlag gegen das Bild führen. Als sie jetzt hörte, daß Godfrey, und zwar doch noch mit dem Juwelenhändler die Treppe herauf kam, floh sie aus dem Gemache, hinauf nach dem Ziegeln ausgelegten flachen Dache. Hier ließ sie sich auf einer Bank nieder, wo sie oft mit Ellen zusammengesessen und tobte ihre wilde Leidenschaft aus. „Ha, wie hasse ich sie jetzt, diese Glückliche, die von Godfrey vergöttert und geliebt wird! Wie ist dieß Mädchen zu beneiden! Wäre ich eine reiche Erbin wie sie, dann prangte vielleicht mein Bild auf Godfrey's Staffelei; statt dessen verherrlicht er die Glückliche. Mein Bild, aus Höflichkeit begonnen, lehnt in einer Ecke für Staub und Motten und wird liegen bleiben bis nach seiner Rückkehr von Rom!"

In diesem Augenblicke hörte sie Ellen's freundlich rufende Stimme. „Bist Du oben, liebe Julia?" „Ja, hier bin ich!" antwortete Miß Hilliard ebenso und empfing die Kommende mit verstelltem Lächeln.

Während nun da oben auf des Daches Höhe Ellen der vermeintlich treuesten Freundin ihr gepreßtes Herz öffnete und Trost suchte in der Gefahr, wider ihren Willen mit Sir Felix Harcourt vermählt zu werden, trat Isaak Stone bei Godfrey Chester ein. Das Erste, was der Maler that, war, daß er Ellen's Bild sofort verhängte, ehe Stone es noch hatte sehen können. Dann rief er mittelst der Klingel den Hausburschen, welcher kochendes Wasser zu Grag herbeibringen mußte, legte Cigarren vor den Juwelenhändler und bat ihn, sich's bequem zu machen, während er selbst durch die Seitenthüre nach seinem Schlafkabinet ging, um sich anders zu kleiden. Die Thüre blieb dabei halb offen stehen und Stone knüpfte ein Gespräch an, noch ehe der Maler wieder herausgetreten war. Fast schien es, als benutze er die Gelegenheit, Manches zu sagen ohne Godfrey dabei in's Gesicht zu sehen zu müssen. „Also jetzt ist wirklich Ihre Abreise entschieden!" begann er. „Nun, ich wünsche Ihnen das beste Glück, Freund, gewiß, das beste Glück! Ich will auf Ihre Gesundheit trinken, Godfrey! Mögen Sie künftig kein Gemälde unter tausend Pfund verkaufen!" „Danke bestens, Mr. Stone. Es ist nöthig, daß ich bessere Preise erziele. Wenn ich wieder von Rom zurückkehre, hoffe ich den wucherischen Händen meines bisherigen Auftraggebers, jenes Gemäldehändlers der City, überhoben zu sein." „Hoffentlich! Auch ich wünsche das, Godfrey!" „Nicht, daß ich gerade Lust gehabt hätte, schon in diesem Jahre abzureisen, aber ich muß. Ein vermögender Freund, der mir mancherlei Aufträg geben will, wünscht meine Begleitung und wird alle Reisekosten für mich bezahlen." „Das ist schön; ich wäre auch ein Liebhaber davon, auf fremde Kosten zu reisen. Haben Sie mir nichts Besonderes mehr mitzutheilen, Godfrey?" „Nein, Mr. Stone," antwortete der Maler zaudernd. Er trat eben aus der Kammer, fuhr sich mit de Hand durch sein reiches Haar und seufzte. Einige Minuten herrschte tiefe Stille. Der Alte blies mächtige Wolken aus seiner dampfenden Cigarre, und Godfrey konnte seiner Befangenheit und Unruhe nicht Meister werden. Er seufzte wieder. „Ich dachte, Sie hätten vor Ihrer Reise das Bedürfniß, sich gegen mich auszusprechen," begann wieder Stone, dem anscheinend sehr daran lag, bei demselben Thema zu bleiben. „Vielleicht, Mr. Stone, hätte ich Ihnen Mancherlei zu sagen, wenn das Glück, das Sie mir wünschen, schon gekommen wäre, wenn ich bereits tausend Pfund für jedes meiner Gemälde erhielte." Isaak Stone faßte ihn an der Hand. „Setzen Sie sich neben mich, Godfrey. Wir wollen Alles ruhig mit einander besprechen. Sie wollen mit Sir Felix Harcourt nach Rom reisen?" „Ja."— „Haben Sie noch nichts gehört von ..." Der Alte unterbrach sich selbst und griff verlegen nach seiner Tabacksdose. „Von was, Mr. Stone?" fragte Godfrey forschend. „Von einer beabsichtigten Vermählung Ellen's mit Sir Felix Harcourt?" Godfrey vermochte nicht zu antworten; er erbleichte und hing wie von Schlage getroffen auf seinem Stuhle. Stone bemerkte den Eindruck wohl und suchte ihn zu verwischen. Er schritt einige Male durch's Zimmer, betrachtete einzelne Gegenstände, räusperte sich und blieb endlich neben dem Maler stehen. „Ich habe eine gute Meinung von Ihnen, Godfrey." „Welchen Werth hat das für mich!" brach der Maler mit Bitterkeit aus. „Ich will auf diese Frage jetzt nicht antworten. sondern eine andere stellen: Was würden Sie jetzt thun, mein junger Freund, wenn Sie an meiner Stelle wären?" „Wie verstehe ich das?" „Ich meine, wenn Sie meines Vaters Sohn wären, wenn mein Vermögen in Ihrem Besitz wäre, wenn Ellen Ihr einziges Kind und Sie Ihr Herz darauf gesetzt hätten, dieß Kind vornehm zu verheirathen — was würden Sie thun?" „Ich würde vor Allem erwägen, ob in diesem Falle hoch verheirathen auch glücklich verheirathen hieße." „Ellen wird es mit Sir Felix werden." „Sind Sie davon überzeugt?" „Nun, warum denn nicht?" „Fragen Sie sie!" „Ich that es bereits." „Und was antwortete Ellen?" „Daß sie einen jungen Freund von mir liebe." Godfrey sprang entzückt von seinem Stuhle empor. „Sagte sie das? sagte sie das wirklich?" rief er freudig. „O dieß treue, edle Herz!" „Warum jubeln Sie plötzlich?" fragte Stone scharf. „O, weil ich entzückt bin, weil ich ihr danke, mit ganzer Seele!" — „Dann lieben Sie meine Tochter?" — „Mr. Stone, Sie sind grausam! Welchen Nutzen kann es jetzt noch haben, Ihnen die Tiefen meiner Gefühle zu enthüllen, die Sie doch stets gekannt haben?" „Welchen Nutzen?" versetzte Stone mit großer Kälte. „Damit ich doch erkenne, daß ich mich in meiner guten Meinung über Sie nicht geirrt habe. Das ist Alles!" „Das ist Alles!" sprach Godfrey bitter ihm nach.

(Fortsetzung folgt.)